

DIE BUCHT DES FRANZOSEN

Roman

it

Daphne du
Maurier

insel taschenbuch 4854
Daphne du Maurier
Die Bucht des Franzosen



Des höfischen Lebens in London überdrüssig, entflieht Lady Dona auf den Landsitz der Familie an den Klippen von Cornwall. Dort begegnet sie dem »Franzosen«, einem verwegenen Freibeuter, und sie gerät in den Strudel einer wildromantischen, verbotenen Liebe. Aus der gelangweilten Ehefrau wird die leidenschaftliche Geliebte des Piraten, aus der zärtlichen Mutter eine wagemutige Abenteurerin. Als Schiffsjunge verkleidet, entschlüpft sie ihrem eintönigen Leben und wagt sich in eine Welt voll Liebe und Gefahr. Bis plötzlich ihr Mann Harry St. Columb auftaucht ...

Daphne du Maurier, geboren am 13. Mai 1907 in London, entstammt einer Künstlerfamilie. Sie wuchs in London und Paris auf und ließ sich im Alter von 19 Jahren dauerhaft in Cornwall nieder. Sie veröffentlichte über 20 Romane, historische Biografien und Novellensammlungen, die weltweit in Millionenauflagen erschienen. 1969 verlieh ihr die englische Königin den Titel »Dame Commander«. Daphne du Maurier starb am 19. April 1989 in Par in Cornwall.

Im insel taschenbuch liegen ebenfalls in Neuübersetzungen vor: *Rebecca* (it 4434); *Meine Cousine Rachel* (it 4497); *Die Vögel/Wenn die Gondeln Trauer tragen* (it 4621); *Jamaica Inn* (it 4758); *Zauberhaftes Cornwall* (it 4299).

Brigitte Heinrich lebt nach Verlagstätigkeit in mehreren Häusern heute als Übersetzerin, Lektorin und Herausgeberin in Frankfurt am Main.

Christel Dormagen ist Übersetzerin für angelsächsische Literatur und außerdem als Journalistin für Rundfunk und Printmedien tätig. Christel Dormagen lebt in Berlin.

Daphne du Maurier

DIE BUCHT
DES FRANZOSEN

Roman

Aus dem Englischen
von Brigitte Heinrich und Christel Dormagen

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 1941 unter dem Titel
Frenchman's Creek bei Victor Gollancz Ltd., London

Erste Auflage 2021
insel taschenbuch 4854
Vollständige Neuübersetzung
© Insel Verlag Berlin 2021
Copyright © 1941, The Estate of Daphne du Maurier
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.
Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg
Umschlagabbildungen: Trevilion Images,
Brighton: Frau (Chris Reeve); Shutterstock,
Berlin: Himmel (sumroeng chinnapan)
Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn
Druck: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-458-68154-0

Für Paddy und Christopher

Wenn der Ostwind flussaufwärts bläst, wühlt er das schimmern-
de Wasser des Helford auf, es wird trüb, und wütende kleine
Wellen klatschen an die sandigen Ufer. Bei Ebbe brechen die
kurzen Wogen über der Sandbank, und die Watvögel verständi-
gen sich mit lauten Rufen und fliegen zu den Sümpfen landein-
wärts, mit den Flügeln die Wasseroberfläche streifend. Nur die
kreischenden Möwen bleiben zurück, segeln schwungvoll über
den Schaumkronen dahin und stürzen sich auf Futtersuche
hin und wieder ins Wasser, ihr graues Gefieder glänzt in der
salzigen Gischt.

Die langen Brecher aus dem Ärmelkanal, die von Lizard Point
heranrollen, folgen dicht auf die steilen Seen an der Flussmün-
dung, dann kommt, vermischt mit dem aufbrandenden Was-
ser vom offenen Meer, die braune Flut, angeschwollen nach
den jüngsten Regenfällen und brackig vom Schlamm, sie trägt
abgestorbene Äste, Stroh und ein merkwürdiges Sammelsu-
rium zurückgelassener Dinge mit sich, auch zu früh gefallenes
Laub, junge Vögel und Blütenknospen.

Die offene Reede ist verlassen, denn bei Ostwind lässt sich
schwer ankern; und wären da nicht die wenigen, um die Fluss-
mündung verstreuten Häuser und die Sommerhäuser ober-
halb von Port Navas, sähe der Fluss noch genauso aus wie in
einem längst vergangenen Jahrhundert, einer Zeit, an die es
kaum noch Erinnerungen gibt.

Damals erstreckten sich Hügel und Täler in einsamer Pracht,
nirgends ein Haus, das die unwirtlichen Felder und Klippen
entweihte, keine Schornsteine, die aus den hohen Wäldern rag-
ten. Im Dörfchen Helford gab es ein paar Häuser, doch für
das Leben am Fluss waren sie ohne Bedeutung; dieser gehörte
den Vögeln – Brachvogel und Rotschenkel, Lumme und Papa-

geientaucher. Anders als heute nutzten damals keine Yachten die Tide, und der friedliche Abschnitt, wo der Fluss sich teilt, Richtung Constantine und Richtung Gweek, war still und ungestört.

Kaum jemand kannte den Fluss außer einigen Seeleuten, die dort Schutz fanden, wenn die Südweststürme über dem Ärmelkanal sie von ihrem Kurs abdrängten. Sie landeten dann an einem unwirtlichen, einsamen Ort, ein wenig beängstigend in seiner Stille, und waren froh, bei günstigem Wind wieder den Anker lichten und Segel setzen zu können. Das Dörfchen Helford bot für einen Seemann auf Landgang keine Verlockungen. Die wenigen Dorfbewohner waren stumpf und unzugänglich, und jemandem, der zu lange Frauen und Wärme vermisst hat, steht der Sinn kaum danach, durch den Wald zu spazieren oder bei Ebbe mit den Watvögeln im Schlamm zu planschen. So blieb der Fluss mit seinen vielen Windungen unbesucht, Wälder und Hügel blieben unbegangen, und all die verschlafene Schönheit des Hochsommers, die dem Helford einen so eigentümlichen Zauber verleiht, blieb unbesehen und unerkannt.

Heute stören viele Stimmen die Stille. Vergnügungsdampfer kommen und gehen und lassen aufgewühltes Kielwasser zurück, Segler statuen einander Besuche ab, und selbst der Tagestourist, der gelangweilte Blick übersättigt von unverdauter Schönheit, stapft mit einem Krabbennetz schwerfällig durchs seichte Wasser. Manchmal ruckelt er in einem schnaufenden kleinen Auto über den holprigen, morastigen Pfad, der in einer scharfen Rechtskurve aus Helford hinausführt, und kehrt zum Tee, zusammen mit anderen Touristen, in der steinernen Küche des alten Bauernhauses ein, das einst Navron House war. Selbst jetzt verfügt es noch über eine gewisse Grandezza. Ein Teil des ursprünglichen viereckigen Gebäudekomplexes steht noch und umschließt den heutigen Hof, und die beiden Säu-

len, die einmal den Hauseingang flankierten und inzwischen von Efeu und Moos überwuchert sind, dienen der modernen, wellblechgedeckten Scheune als Stützen.

Die Küche des Bauernhauses, wo der Tourist seinen Tee zu sich nimmt, war Teil des Speisesaals von Navron House, und die kleine Halbtreppe, die heute mitten in der gemauerten Wand endet, führte einst hinauf auf die Galerie. Der Rest des Hauses wurde offenbar abgerissen oder verfiel, denn das quadratische Gebäude ist zwar recht hübsch, hat aber wenig Ähnlichkeit mit dem Navron House auf alten Drucken, das wie ein E geformt war, und von dessen formalem Garten und Park nichts mehr zu sehen ist.

Der Tourist verzehrt sein Banana-Split und trinkt seinen Tee, lässt seinen Blick lächelnd über die Landschaft schweifen und weiß nichts von der Frau, die vor langer Zeit, in einem anderen Sommer, hier stand, und wie er das Glitzern des Flusses zwischen den Bäumen in sich aufnahm und, das Gesicht dem Himmel zugewandt, die Sonne genoss.

Er hört die anheimelnden ländlichen Geräusche, das Schep- pern der Eimer, das Muhen des Viehs, die rauen Stimmen des Bauern und seines Sohnes, die einander über den Hof hinweg etwas zurufen, doch seine Ohren sind taub für den Widerhall einer anderen Zeit, als jemand, die Hände um den Mund gelegt, leise von den dunklen Bäumen piffte und sogleich eine Antwort erhielt von einem dünnen Menschen, der an der Hauswand kauerte, und als sich gleichzeitig weiter oben ein Fensterflügel öffnete und Dona horchend herausschaute und eine kleine, namenlose Melodie auf den Fenstersims trommelte, während ihr die Locken ins Gesicht fielen.

Der Fluss fließt noch immer, die Bäume rauschen im Sommerwind, bei Ebbe stehen die Austernfischer im Schlick, suchen das seichte Wasser nach Futter ab, und die Brachvögel ru-

fen, doch die Frauen und Männer aus jener Zeit sind vergessen, ihre Grabsteine mit Moos und Flechten überwachsen, ihre Namen nicht mehr zu entziffern.

Heute zertrampelt und durchwühlt das Vieh die Erde über der verschwundenen Terrasse von Navron House, wo einst Schlag Mitternacht ein Mann stand, lächelnd im trüben Kerzenlicht, das gezückte Schwert in der Hand.

Im Frühling pflücken die Bauernkinder am Ufer Schlüsselblumen und Schneeglöckchen, zertreten mit ihren schlammverkrusteten Stiefeln abgestorbene Zweige und das welke Laub eines vergangenen Sommers, und der Fluss, angeschwollen vom Regen eines langen Winters, wirkt desolat und grau.

Die Bäume wachsen immer noch dicht und dunkel am Wassertaum, das Moos ist saftig und grün auf dem kleinen Kai, wo Dona ihr Feuer entfachte und über die Flammen hinweg ihren Liebsten anlachte; doch heute liegt in der Bucht kein Boot vor Anker, dessen Masten keck gen Himmel ragen, keine Kette rasselt in der Ankerklüse, in der Luft hängt kein kräftiger Tabakgeruch, und kein Echo wohlklingender fremdsprachiger Stimmen schallt über das Wasser.

Der einsame Segler, der seine Yacht in der Bucht von Helford zurücklässt und im Hochsommer nachts, wenn die Ziegenmelker rufen, mit seinem Beiboot den Fluss erkundet, zögert, wenn er die Mündung erreicht, denn noch heute ist etwas Geheimnisvolles um sie, etwas Verzaubertes. Fremd, wie er ist, blickt der Segler zurück zu seiner sicher ankernden Yacht und dem breiten Fluss. Er hält inne, auf die Paddel gestützt, und nimmt plötzlich die tiefe Stille über dem Fluss, die schmale, mäandernde Fahrrinne wahr, und fühlt sich – aus unerfindlichem Grund – als Störenfried, als unbefugter Eindringling in ein anderes Zeitalter. Er wagt sich ein Stück am linken Ufer entlang, der Schlag der Ruderblätter erscheint viel zu laut und hallt als

fremdartiges Echo von den Bäumen am anderen Ufer wider. Während er langsam vorankommt, verengt sich der Fluss, die Bäume drängen sich noch dichter ans Ufer, und er verspürt einen Zauber, faszinierend, fremdartig, eine merkwürdige Erregung, die er nicht ganz versteht.

Er ist allein, und doch – kann das ein Flüstern sein, dort im seichten Wasser nah dem Ufer, steht dort nicht eine männliche Gestalt, und das Mondlicht spiegelt sich in den Schnallenschuhen und dem Entermesser in seiner Hand? An seiner Seite, ist das nicht eine Frau mit einem Umhang um die Schultern, die dunklen Locken hinter die Ohren frisiert? Er täuscht sich natürlich, es sind nur die Schatten der Bäume, und das Flüstern ist nichts als das Rascheln der Blätter und die leichte Bewegung eines schlafenden Vogels. Plötzlich ist er verwirrt und fürchtet sich ein bisschen, er hat das Gefühl, er dürfe nicht weiter, der Oberlauf des Flusses jenseits des gegenüberliegenden Ufers sei ihm versperrt, müsse unbesucht bleiben. Und so macht er kehrt, wendet den Bug in Richtung Ankerstelle, und während er sich entfernt, werden die Geräusche und das Geflüster stetig lauter, dazu Fußgetrappel, ein Ruf und ein nächtlicher Schrei, dann, in weiter Ferne, ein schwacher Pfiff und eine wundersame, beschwingte Melodie. Er starrt angestrengt in die Dunkelheit, und vor ihm dräuen die massiven Schatten so klar und deutlich wie die Umrisse eines Schiffs. Ein bemaltes Gespensterschiff, anmutig und schön, einer anderen Zeit entsprungen. Jetzt beginnt sein Herz heftig zu pochen, er legt sich in die Riemen, und das kleine Beiboot schießt eilig über das dunkle Wasser, fort von dem Zauber, denn was er gesehen hat, ist nicht von dieser Welt, und das Gehörte entzieht sich seinem Verständnis.

Er erreicht sein sicheres Schiff und blickt ein letztes Mal zurück auf die Flussmündung, sieht, wie der Mond in voller Som-

merpracht weiß und schimmernd über den hohen Bäumen aufsteigt und den Fluss in Licht und Schönheit taucht.

Ein Ziegenmelker schwirrt aus dem Farngestrüpp auf dem Hügel, ein Fisch durchbricht mit einem Plätschern die Wasseroberfläche, und langsam dreht sich das Schiff in der auflaufenden Flut, und der Fluss entschwindet seinem Blick.

Der Segler steigt hinunter in die behagliche Geborgenheit seiner Kabine, stöbert zwischen seinen Büchern und findet schließlich, wonach er gesucht hat. Eine Karte von Cornwall, schlecht gezeichnet und ungenau, die er in einer Buchhandlung in Truro einmal zufällig mitgenommen hat. Das Pergament ist verblasst und vergilbt, die Markierungen sind verschwommen. Die Orthographie entstammt einem anderen Jahrhundert. Der Fluss Helford ist allerdings ziemlich exakt eingezeichnet, ebenso die Dörfchen Constantine und Gweek. Doch der Blick des Seglers wandert weiter zu einem kurzen Wasserlauf, der vom großen Fluss abzweigt und unter zahlreichen Windungen weiter westlich ein Tal durchfließt. Jemand hat mit dünnen, verblassten Buchstaben den Namen eingeritzt – Frenchman's Creek, die Bucht des Franzosen.

Der Segler wundert sich ein wenig über diese Bezeichnung, zuckt die Schultern und rollt die Karte wieder ein. Er geht schlafen. Der Anker ist ruhig. Kein Lufthauch weht über dem Wasser, und die Ziegenmelker schweigen. Der Segler träumt – und als die steigende Flut sachte sein Schiff umwogt und der Mond auf den stillen Fluss scheint, dringt leises Gemurmel an sein Ohr, und Vergangenheit wird zu Gegenwart.

Ein längst vergangenes Jahrhundert späht durch Staub und Spinnweben, und er bewegt sich in einer anderen Zeit. Er hört ein Pferd über die Auffahrt von Navron House galoppieren; er sieht, wie das große Tor aufschwingt, dann das bleiche, erschrockene Gesicht des Dieners, der zu dem Reiter in seinem Um-

hang aufblickt. Er sieht, wie Dona oben an der Treppe erscheint, in ihrem alten Hausmantel, einen Schal um den Kopf, während unten, verborgen auf dem stillen Fluss, ein Mann an Deck seines Schiffs auf und ab geht, die Hände hinter dem Rücken verschränkt, ein rätselhaftes kleines Lächeln um die Lippen. Die Bauernhofküche wird wieder zum Speisesaal von Navron House, und jemand kauert mit einem Messer in der Hand auf der Treppe, während oben plötzlich der erschrockene Schrei eines Kindes ertönt, von den Wänden der Galerie krachend ein Schild auf die geduckte Gestalt herabstürzt und zwei kleine parfümierte, gelockte King-Charles-Spaniels kläffend und japsend auf den am Boden liegenden Körper zulaufen.

Am Mittsommerabend brennt ein Holzfeuer auf einem einsamen Anlegesteg, ein Mann und eine Frau blicken einander in lächelndem Einverständnis in die Augen, und am frühen Morgen segelt ein Schiff mit der Flut, während die Sonne von einem leuchtend blauen Himmel brennt und die Möwen kreischen.

All das Gewisper und der Nachhall einer verblassten Vergangenheit schwirren im Kopf des Schläfers durcheinander. Er ist mit ihnen und Teil von ihnen – Teil des Meeres, des Schiffs, der Mauern von Navron House, Teil einer Kutsche, die schlingern über die holprigen Straßen Cornwalls rumpelt, selbst Teil jenes längst vergessenen Londons, künstlich und angemalt, wo junge Fackelträger für Beleuchtung sorgten und beschwipste Galane an der Ecke einer verschlammten Pflastergasse lachten. Er sieht Harry in seinem Satinrock, der, die Spaniels auf den Fersen, in Donas Schlafzimmer stolpert, als sie gerade die Rubine in die Ohrläppchen steckt. Er sieht William mit seinem Knospenmund, dem kleinen, undeutbaren Gesicht. Und zuletzt sieht er *La Mouette*, die in einem schmalen, gewundenen Flüsschen vor Anker liegt, er sieht die Bäume am Ufer, er hört

Reiher und Brachvögel rufen. Und wie er da schlafend auf dem Rücken liegt, nimmt er die zauberische Tollheit jenes vergangenen Mittsommers in sich auf, als der Fluss zum ersten Mal zu einem Refugium wurde und zu einem Symbol des Entkommens.

Die Kirchenuhr schlug die halbe Stunde, als die Kutsche klappernd Launceston erreichte und vor dem Gasthof anhielt. Der Kutscher grunzte etwas, und sein Begleiter sprang ab und lief nach vorn zu den Pferden. Der Kutscher hob zwei Finger an den Mund zu einem lauten Pfiff. Sogleich trat ein Stallknecht aus dem Gasthof und rieb sich erstaunt die verschlafenen Augen.

»Wir haben keine Zeit zum Verweilen. Bring gleich Wasser und Futter für die Pferde«, befahl der Kutscher, erhob sich von seinem Bock, streckte die Glieder und blickte sich säuerlich um, während sein Kumpan mit den tauben Füßen stampfte und ihn mitfühlend angrinste.

»Sie haben sich noch nicht das Rückgrat gebrochen, das immerhin ist ein Segen«, rief er leise, »vielleicht sind sie ja die vielen Guineen wert, die Sir Harry für sie bezahlt hat.« Der Kutscher zuckte die Schultern. Er war zu müde und zu steif, um sich zu streiten. Die Straßen waren eine Katastrophe, und falls die Räder brachen und die Pferde umkamen, wäre er der Schuldige, nicht sein Kumpan. Wenn sie wenigstens in Ruhe reisen, sich eine Woche hätten Zeit lassen können für die Strecke, doch bei dieser teuflischen, halsbrecherischen Geschwindigkeit, die weder Mensch noch Tier schonte, und alles nur wegen der schlechten Laune der Lady! Wie dem auch sei, im Moment schlief sie Gott sei Dank, und in der Kutsche war alles ruhig. Doch das war leider Wunschdenken, denn als der Stallknecht zurückkam, einen Wassereimer in jeder Hand, und die Pferde gierig zu saufen begannen, wurde das Kutschfenster aufgerissen, und seine Herrin beugte sich heraus, von Schlaf keine Spur, die Augen groß und klar, und die herrische, kühle Stimme, die er in den letzten Tagen zu fürchten gelernt hatte, so gebieterisch wie immer.

»Warum zum Teufel diese Verzögerung?«, wollte sie wissen. »Haben Sie nicht schon vor drei Stunden angehalten, um die Pferde zu tränken?«

Der Kutscher betete flüsternd um Geduld, kletterte von seinem Bock und trat an das offene Fenster.

»Die Pferde sind dieses Tempo nicht gewohnt, Mylady«, erklärte er. »Sie vergessen, dass wir in den vergangenen zwei Tagen fast zweihundert Meilen zurückgelegt haben – außerdem sind diese Straßen wenig geeignet für so hochgezüchtete Tiere wie Ihre.«

»Unsinn«, kam die Antwort, »je edler, desto ausdauernder. In Zukunft werden Sie nur noch anhalten, wenn ich es befehle. Bezahlen Sie dem Kerl da, was wir ihm schulden, und fahren Sie weiter.«

»Ja, Mylady.« Der Mann wandte sich ab, die Lippen müde und verbissen zusammengepresst, nickte seinem Begleiter zu und kletterte, etwas in seinen Bart murmelnd, wieder auf den Bock.

Die Wassereimer wurden beiseitegeräumt, der begriffsstutzige Stallknecht gaffte verständnislos, die Pferde schnaubten und scharrtten erneut mit den Hufen, Dampf stieg von ihren erhitzten Leibern auf, und schon ging es wieder los, über den kopfsteingepflasterten Platz, aus dem verschlafenen Städtchen hinaus zurück auf die holprige, raue Landstraße.

Dona starrte, das Kinn in die Hände gestützt, schlecht gelaunt aus dem Fenster. Die Kinder schliefen noch, das immerhin war ein Segen, selbst Prue, das Kindermädchen, hatte sich, mit offenem Mund und gerötetem Gesicht, seit über zwei Stunden nicht mehr gerührt. Die arme Henrietta hatte sich zum vierten Mal übergeben, jetzt lag sie, eine winzige Ausgabe von Harry, bleich und entkräftet da, das goldene Köpfchen an die Schulter des Kindermädchens gebettet. James tat nie einen

Mucks; er schlief den echten, tiefen Babyschlaf, vielleicht würde er erst bei ihrer Ankunft erwachen. Und dann – was für eine jämmerliche Enttäuschung erwartete sie wohl! Klamme Betten zweifellos und verschlossene Fensterläden, das stickige Schimmelaroma unbenutzter Räume, die Gereiztheit überraschter, verärgerter Dienstboten. Und all das nur wegen eines Impulses, dem sie blindlings nachgegeben hatte, wegen eines plötzlich aufwallenden Widerwillens gegen die Sinnlosigkeit ihres Lebens, die endlosen Imbisse, Soupers und Kartenpartien, diese albernen Possen, die höchstens eines Lehrlings auf Urlaub würdig gewesen wären, und diese dämlichen Flirts mit Rockingham – und dann noch Harry selbst, so träge, so sorglos, der den Part des perfekten Ehemanns mit seiner Toleranz, seinem Gähnen vor Mitternacht, der abgeklärten, phlegmatischen Anbetung nur allzu gut spielte. Dieses Gefühl von Sinnlosigkeit war über viele Monate in ihr gewachsen, hatte hin und wieder an ihr genagt wie ein schmerzender Zahn. Doch es hatte den Freitagabend gebraucht, um dieses tiefe Gefühl von Selbsthass und Verzweiflung in ihr aufsteigen zu lassen. Und wegen Freitagabend wurde sie jetzt in dieser verdammten Kutsche hin und her geschleudert, auf einer lächerlichen Reise zu einem Haus, das sie ein einziges Mal in ihrem Leben gesehen hatte und über das sie nichts wusste. Und mit sich schleppte sie in ihrem Zorn und ihrer Wut die zwei verblüfften Kinder und ihr unwilliges Kindermädchen.

Sie gehorchte natürlich einem Impuls, wie sie es schon immer getan hatte. Von Anfang an, ihr ganzes Leben lang – war sie einem Flüstern gefolgt, einer Idee, die aus dem Nichts kam und ihr hinterher ins Gesicht lachte. Aus einem Impuls heraus hatte sie Harry geheiratet, wegen seines Lachens – dessen träge Fröhlichkeit hatte sie angezogen – und weil sie geglaubt hatte, der Ausdruck in seinen blauen Augen verspreche weit mehr,

als tatsächlich der Fall war. Doch allmählich erkannte sie jetzt ... aber das waren Dinge, die man nicht eingestand, nicht einmal sich selbst, wozu auch, sie waren geschehen, und da stand sie nun mit ihren zwei großartigen Kindern, und nächsten Monat wurde sie überdies dreißig.

Nein, der arme Harry war nicht dafür verantwortlich zu machen, auch nicht das sinnlose Leben, das sie beide führten, die törichten Eskapaden und ihre Freunde oder die erstickende Atmosphäre eines zu frühen Sommers, der sich über den festgebackenen Schlamm und Staub Londons legte, oder das alberne Geplapper im Theater und das seichte, frivole Geschwätz, der zotige Unfug, den Rockingham ihr ins Ohr flüsterte. Es war sie selbst, die die Verantwortung trug.

Sie hatte zu lange eine Rolle gespielt, die ihrer nicht würdig war. Sie hatte eingewilligt, die Dona zu sein, die ihre Umgebung von ihr erwartete – ein bezauberndes, oberflächliches Wesen, das plaudernd durch die Welt spazierte, lachte und schulterzuckend Lob und Bewunderung als selbstverständliche Hommage an ihre Schönheit einheimste, sorglos, anmaßend, bewusst gleichgültig, während ununterbrochen eine andere, fremde Phantom-Dona sie aus einem dunklen Spiegel heraus anblickte und sich schämte.

Dieses andere Ich wusste, dass das Leben weder bitter und wertlos sein noch innerhalb enger Schranken verlaufen musste, sondern tatsächlich grenzenlos und unendlich sein konnte – dass es Liebe und Leid verhieß, Gefahr und Süße und weit mehr als das, viel mehr. Ja, an jenem besagten Freitagabend hatte der Selbsthass sie derart überwältigt, dass sie sich selbst jetzt noch, während die weiche Landluft in dieser Kutsche ihr Gesicht streichelte, den Gestank der heißen Straße vergegenwärtigen konnte, der in London aus dem Rinnstein stieg, dieser Odeur von Erschöpfung und Verfall, der sich auf unerklärliche

Weise mit dem schweren, schwülen Himmel, mit Harrys Gähnen, wenn er seinen Rock glattstrich, und mit Rockinghams vielsagendem Lächeln vermischt hatte – als verkörpere all das eine erschöpfte, sterbende Welt, aus der sie sich befreien und die Flucht ergreifen musste, bevor der Himmel auf sie herabstürzte und sie in der Falle saß. Sie erinnerte sich an den blinden Hausierer an der Ecke, der die Ohren nach klimpernden Münzen spitzte, an den Lehrling von Haymarket, der sich mit einem Tablett auf dem Kopf seinen Weg bahnte, mit schriller, trostloser Stimme seine Waren anpries und dabei über irgendwelchen Unrat im Rinnstein stolperte, so dass seine Ware sich über das gesamte Kopfsteinpflaster ergoss. Danach, o Himmel – das überfüllte Theater, der Geruch von Parfüm auf erhitzten Leibern, das alberne Gekicher und der Lärm, die Gesellschaft in der königlichen Loge – der König höchstpersönlich war anwesend –, die ungeduldige Menge auf den billigen Plätzen, die Orangenschalen auf die Bühne regnen ließ und trampelnd und schreiend verlangte, das Stück solle endlich anfangen. Dann Harry, der wie gewohnt unmotiviert lachte und von der Komik des Stücks ganz benebelt war, vielleicht hatte er aber vor ihrem Aufbruch auch einfach zu viel getrunken. Wie auch immer, er hatte an seinem Platz zu schnarchen begonnen, und Rockingham hatte, seine Chance witternd, ein Bein gegen ihres gepresst und ihr etwas ins Ohr geflüstert. Zum Teufel mit seiner Unverschämtheit, seinem besitzergreifenden Gehabe, seiner Vertraulichkeit, und alles nur, weil sie ihm in einem unbedachten Moment einmal erlaubt hatte, sie zu küssen, weil die Nacht so schön gewesen war. Später hatten sie dann im Swan soupiert, den sie, da sein Unterhaltungswert als Neuheit nachgelassen hatte, inzwischen verabscheute – die einzige Ehefrau inmitten einer Schar von Geliebten zu sein, hatte seinen Reiz eingebüßt.